

# Jussi ADLER OLSEN

## VERACHTUNG

THRILLER



AKTE 64

Der vierte Fall für Carl Mørck,  
Sonderdezernat Q

»Dem dänischen Wähler? Sie benutzen die männliche Form? Dabei wissen Sie doch sicherlich, dass es sich in der Mehrheit um Frauen handelt?« Curt Wad lächelte und nickte in die Kamera. »Nein, mal ehrlich: Haben dänische Wählerinnen und Wähler denn überhaupt eine andere Wahl, als den alten Parteien eine Absage zu erteilen?«

Der Journalist sah ihn an. »Sie drei, die Sie mir heute gegenüber sitzen, zählen ja nicht mehr unbedingt zu den Jüngsten. Ihr Durchschnittsalter liegt bei einundsiebzig Jahren, wobei Sie, Curt Wad, mit Ihren achtundachtzig Jahren den Schnitt zweifellos nach oben treiben. Deshalb also Hand aufs Herz: Meinen Sie nicht, dass es für Sie vielleicht vierzig bis fünfzig Jahre zu spät ist, um einen solchen Einfluss auf die Politik Dänemarks zu suchen?«

»Wenn ich mich recht erinnere, ist der einflussreichste Mann Dänemarks fast zehn Jahre älter als ich«, antwortete Wad. »Alle Dänen heizen mit seinem Gas und kaufen in seinen Läden ein, und zwar Waren, die auf seinen Schiffen transportiert wurden. Wenn Sie Manns genug sind, diesen feinen alten Herrn ins Studio zu bringen und ihn wegen seines Alters zu verhöhnen, dürfen Sie mich gern wieder einladen und mir dieselbe Frage noch einmal stellen.«

Ramberger nickte. »Ich habe einfach nur Schwierigkeiten, mir vorzustellen, wie sich durchschnittliche Dänen im Folketing von Männern repräsentiert sehen sollen, die eine oder zwei Generationen älter sind als sie selbst. Man kauft doch auch keine Milch, deren Verfallsdatum um einen Monat überschritten ist, oder?«

»Ganz richtig, Herr Ramberger, aber man kauft auch kein unreifes Obst. Sollen wir die Lebensmittelmetapher jetzt nicht besser ruhen lassen? Schließlich kandidieren wir drei ja auch gar nicht für das Folketing. In unserem Programm steht klar und deutlich, dass wir einen Gründungsparteitag einberufen, sobald die Unterschriften eingereicht sind, und dort werden dann unsere Kandidaten für das Folketing gewählt.«

»Stichwort Parteiprogramm: Darin geht es in erster Linie um Ideen und moralische Normen, die an Zeiten erinnern, die sich wohl keiner von uns zurückwünscht. An politische Regimes, die sich bewusst gegen die schwächeren Bürger einer Gesellschaft wendeten, gegen geistig Behinderte, gegen ethnische Minderheiten und gegen sozial Benachteiligte.«

»Ich weiß nicht, warum Sie uns das erzählen. Mit all dem hat unser Programm doch nicht das Geringste zu tun«, unterbrach ihn Lønberg. »Ganz im Gegenteil: Uns geht es gerade darum, wegzukommen von diesem Schubladendenken und stattdessen auf eine individuelle Bewertung des Einzelfalls zu setzen. Weg von der Oberflächlichkeit und hin zu einem verantwortungsbewussten, humanistisch geprägten Handeln. Deshalb können wir unseren Slogan ›Fortschritt durch Wandel‹ auch so schlicht halten. Aber natürlich hat dieser Wandel nicht das Geringste mit dem zu tun, was Sie da gerade angedeutet

haben.«

Der Journalist lächelte. »Na, das klingt ja ausgezeichnet. Bleibt nur die Frage, ob Sie überhaupt je so weit kommen werden, entsprechend Einfluss nehmen zu können. Doch ich komme noch einmal auf meinen Punkt zurück: In den Medien hieß es wiederholt über Ihr Parteiprogramm, es sei sehr deutlich von der Rassenlehre der Nazis geprägt – von der fanatischen Vorstellung, dass die Weltbevölkerung aus verschiedenen Rassen bestehe, überlegenen und niederen, die in ewigem Kampf miteinander lägen ...«

»Ja, ja, und es ist der Untergang einer Rasse, wenn sie sich mit einer minderwertigeren vermischt«, unterbrach ihn Caspersen. »Sehr schön, ich höre heraus, dass Sie sich bei Google eifrig über den Nationalsozialismus informiert haben, Herr Ramberger, genau wie mancher Kollege aus dem Printjournalismus«, fuhr er fort. »Aber unser Parteiprogramm hat, anders als das der Nationalsozialisten damals und der Neonazis heute, nichts, aber auch rein gar nichts mit Diskriminierung, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit zu tun. Im Gegenteil. Wir sagen nur, dass man nicht das am Leben erhalten soll, was nicht aus sich heraus die Chance hat, ein einigermaßen würdiges Leben zu führen. Es muss Grenzen geben, was die zwangsweise Krankenhauseinlieferung von Menschen und deren weitere Behandlung betrifft. Es muss Grenzen geben für das Leid, dem man Familien aussetzen kann, und für die Ausgaben, die man einem Staat zumutet, nur weil sich Politiker in alles einmischen, ohne sich über die Konsequenzen ihrer Einmischung im Klaren zu sein.«

Sie diskutierten eine ganze Weile, und im Anschluss hatten anrufende Zuschauer das Wort, die ihrerseits die unterschiedlichsten Themen aufgriffen: Zwangssterilisation von Kriminellen und von Menschen, die sich nicht um ihren Nachwuchs kümmerten, sei es aus psychischen Gründen oder weil sie geistig minderbemittelt waren. Soziale Einschnitte, infolge derer kinderreichen Familien eine Reihe von Zuschüssen entzogen würde. Kriminalisierung der Kunden von Prostituierten. Einwanderungsstopp für Menschen ohne Ausbildung und vieles andere mehr.

Die Debatte wurde hitzig. Einige Anrufer waren ungewöhnlich aufgebracht, andere blieben ruhig und sachlich.

Die Sendung war Gold wert gewesen, da waren sich Wad, Lønberg und Caspersen einig, als sie das Studio verließen.

»Menschen mit unserer Stärke und Überzeugung werden in Zukunft das Sagen haben«, frohlockte Caspersen auf der Rückfahrt.

»Tja, aber alles ist im Fluss«, entgegnete Lønberg. »Lasst uns hoffen, dass wir heute eine gute Fährte ausgelegt haben.«

»Das haben wir«, lachte Caspersen. »Curt, du hast auf jeden Fall ein Zeichen gesetzt.« Curt wusste, worauf sein Parteifreund anspielte. Der Journalist hatte ihn gefragt, ob es

etwa nicht stimme, dass er im Laufe der Jahre in unterschiedlichen Zusammenhängen immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt geraten sei. Curt war wütend geworden, hatte es aber nicht gezeigt. Stattdessen hatte er geantwortet, dass jeder Arzt, der mit fähigen Händen und einem klugen Kopf gesegnet sei, irgendwann in seiner Laufbahn zwangsläufig mit gewissen ethischen Grundregeln in Konflikt gerate – und wenn nicht, dann sei er es auch nicht wert, Gottes verlängerter Arm zu sein.

Lønberg lächelte. »Ja, da war Ramberger wirklich baff.«

Wad erwiderte das Lächeln nicht. »Meine Antwort war dumm. Ich hatte nur Glück, dass er nicht auf Einzelfälle eingegangen ist. Wir müssen penibel verfolgen, was die herausfinden, das ist euch klar, oder? Wenn die Medien auch nur das geringste Futter bekommen, werden sie zur Hetzjagd blasen. Ihr müsst einfach davon ausgehen, dass wir außerhalb der eigenen Reihen keine Freunde haben. Unsere Situation heute ist die gleiche wie die der Aufschwungpartei und der Dänemarkpartei damals, als die noch niemand für voll nahm. Wir können nur hoffen, dass Presse und Politik uns für unsere Konsolidierung genauso viel Zeit lassen wie den anderen beiden Parteien damals.«

Caspersen runzelte die Stirn. »Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass wir bei der nächsten Wahl ins Folketing kommen. Jeder Trick ist erlaubt. Aber ihr wisst, was ich meine. Wenn wir unsere praktische Arbeit im Geheimen Kampf dafür opfern müssen, ist es das wert.«

Wad sah ihn an. In jeder Gruppe gab es einen Judas. Caspersen hatte durch seine Arbeit als Rechtsanwalt und als Kommunalpolitiker jede Menge wertvolle Kontakte, er verfügte über große organisatorische Erfahrung und gehörte somit unbedingt in ihre Reihen. Aber sobald er anfangen würde, Silberlinge zu zählen, war er draußen. Dafür würde Wad schon sorgen.

Die Arbeit im Geheimen Kampf durfte niemand antasten, bevor er, Wad, nicht grünes Licht gab.

Beate saß wieder genau so vor dem Fernseher, wie er sie vor seiner Abfahrt hingesetzt hatte. Die Sozialhelferin hatte lediglich die Windeln gewechselt und ihr etwas zu trinken gegeben.

Er blieb stehen und betrachtete seine Frau aus einem gewissen Abstand. Das Licht des Kronleuchters fiel auf ihr Haar und brachte es zum Funkeln. Eine Leichtigkeit lag auf ihren Zügen, so wie damals, als sie zum ersten Mal für ihn getanzt hatte. Vielleicht träumte sie von einer anderen Zeit, als das Leben noch vielversprechend vor ihnen lag.

»Hast du die Sendung gesehen, mein Engel?«, fragte er leise, um sie nicht zu erschrecken.

Beate lächelte kurz, aber ihr Blick war weit weg. Er wusste es ja, die klaren Momente

waren selten. Die Gehirnblutung hatte Beates Seele von dem Leben um sie herum abgeschnitten, aber trotzdem hatte er das Gefühl, dass sie vielleicht doch ein bisschen mitbekommen hatte.

»Ich bringe dich jetzt ins Bett, Beate. Es ist spät geworden, viel später als sonst.«

Er hob die zarte Gestalt hoch. Damals, als sie jung waren, hatte er sie wie eine Schneeflocke hochgewirbelt. Dann hatte es Jahre gegeben, in denen seine Kräfte für die Korpulenz der reifen Frau nicht ausgereicht hatten. Aber nun trug er sie wieder in seinen Armen, als wäre sie ein Nichts.

Vielleicht sollte er froh sein, dass er das konnte. Aber das war er nicht. Und als er sie zu Bett brachte, zitterte er. Wie schnell sie jetzt die Augen schloss. Kaum dass ihr Kopf auf dem Kissen lag.

»Ich sehe schon, meine Geliebte. Das Leben verebbt langsam.«

Als er wieder unten im Wohnzimmer stand, schaltete er den Fernseher aus, ging hinüber zur Anrichte und schenkte sich einen Cognac ein.

»In zehn Jahren lebe ich noch, Beate. Das verspreche ich dir«, murmelte er. »Ehe wir uns wiedersehen, werde ich all unsere Visionen eingelöst haben. Niemand, Liebes, niemand wird mich daran hindern können.«

Er nickte und leerte das Glas in einem Zug.

November 1985

Als Erstes registrierte sie den Fremdkörper in der Nase. Und dann die Stimmen über ihr. Gedämpft zwar, aber klar und deutlich. Hell und sanft.

Die Augen hinter den geschlossenen Lidern rollten, als suchten sie nach einem Winkel, in dem größere Erkenntnis zu finden sei. Dann nickte sie wieder ein, stahl sich davon in die Dunkelheit, zu ruhigen Atemzügen. Erhaschte Bilder von sommerhellen Tagen und unbekümmerten Spielen.

Wie aus heiterem Himmel traf sie der Schmerz in der Mitte der Wirbelsäule und brandete in einer gewaltigen Krampfwelle durch ihren Unterleib.

Mit einem Ruck flog ihr Kopf nach hinten.

»Wir geben ihr fünf Strich mehr«, sagte die Stimme, die sich sogleich wie in einem Nebel entfernte und sie wieder in derselben Leere wie zuvor zurückließ.

Nete war ein Wunschkind gewesen. Ein geliebtes Nesthäkchen und das einzige Mädchen in einer Schar von Kindern, der es trotz ärmlicher Verhältnisse an nichts fehlte.

Ihre Mutter hatte sanfte und flinke Hände, Hände, die streichelten und die Hausarbeit erledigten. Nete wurde ihr Spiegelbild. Ein kesses kleines Mädchen, das hübsche Kleidchen trug und bei allem mitmachte, was sich auf dem Bauernhof rührte.

Sie war vier, als ihr Vater lächelnd einen Hengst auf den Hof zog und ihr ältester Bruder die Stute über die Pflastersteine führte.

Als das Glied des Hengstes zu zittern begann, lachten die Zwillingsbrüder, aber Nete trat unwillkürlich einen Schritt zurück, während das große Tier ihre geliebte Molly bestieg und den Unterleib auf sie presste.

Nete wollte rufen, dass sie aufhören sollten. Ihr Vater lachte nur und sagte, nun werde es nicht mehr lange dauern und sie würden um ein Zugtier reicher sein.

Nete begriff rasch, dass der Anfang des Lebens oft genauso dramatisch sein konnte wie das Ende und dass die Kunst darin bestand, alles, was einem zwischen diesen beiden Punkten begegnete, so gut es ging zu genießen.

»Das hatte doch ein gutes Leben«, sagte ihr Vater jedes Mal, wenn er einem zappelnden Schwein mit dem scharfen langen Messer in den Hals stach. Und dasselbe sagte er auch von Netes Mutter, als sie in ihrem Sarg lag, gerade mal achtunddreißig Jahre alt.

Mit diesen Worten im Kopf kam Nete schließlich im Krankenhausbett zu sich. Verwirrt